

*Beatrice von Matt*

## Poetin ohne Furcht

### Die Schriftstellerin und Journalistin Laure Wyss

„Fiction“ gilt als die eigentliche, als die wahre Literatur. Erst mit 65 Jahren hat Laure Wyss Erzählungen und Romane geschrieben. Literatur aber hat sie schon in den Jahrzehnten davor geschaffen, als Journalistin und Redaktorin – beim „Tages-Anzeiger Magazin“ beispielsweise. Recherchierte Reportagen waren das, die stets vom konkreten Detail ausgingen, Reportagen über Ausgegrenzte und sich selber Ausgrenzende. Über Strafgefangene im Frauengefängnis Hindelbank, über einen jugendlichen Mörder aus einer eingewanderten Familie, dessen Wut sich gegen seine Eltern richtete. Man las Berichte über Schwarze und über Ausländerinnen, über Themen wie „Kind und Stadt“ oder „Das eheliche Prügeln“. Bei der heutigen Wiederentdeckung des Dokumentarischen liesse sich wohl auch der Kunstcharakter dieser wahren Geschichten neu sehen.

Ich kenne keine Autorin, die einen härteren Umgang pflegte mit der Welt und mit sich selbst als Laure Wyss. Keine zugleich, die so viel gescheite Einschätzung des Gegenübers verriet und zugleich so viel Nähe zu diesem Gegenüber. So, ganz genau so, fasste sie auch ihre erzählten Figuren an, mit kritischer Distanz und – wenn sie es verdienten – mit Anteilnahme, einer ihr ganz eigenen Empathie. Den Abstand aber gab Laure Wyss nie preis, sie signalisierte ihn mit jeder Zeile. Das war das Befreiende an der Zeichnung ihrer Menschenwelt, auch dann noch, wenn diese Menschenwelt aus verkappten Selbstporträts bestand, wie das in den Büchern oft der Fall war.

Diese Schreibhaltung hatte sie sich in der langen Zeit ihrer journalistischen Arbeit erworben.

Sie selber machte nie einen Unterschied zwischen Journalismus und Literatur. Sie sagte: „Ich war immer der Meinung, man schreibt gut oder man schreibt schlecht. Ich fand nie, dass das literarische Schreiben etwas Höheres sei als das journalistische Schreiben. Es ist kein Ausweis, dass man besser schreibt, wenn man zwischen zwei Buchdeckeln erscheint, als wenn man in der Zeitung erscheint. Ich empfand also meine journalistische Arbeit nicht als minderwertig.“

Eine Qualitätsdifferenz zwischen Journalismus und Literatur ist bei ihr also nicht auszumachen. Wohl aber eine entscheidende Differenz im Personal. Erst ab 1978, seit dem „Bericht“ „Mutters Geburtstag“, (heute würde man diesen „Bericht“ einen „Roman“ nennen), macht Laure Wyss sich selber zum Thema. Eigentlich wollte sie auch damals andere Frauen befragen, wie zwei Jahre zuvor in „Frauen erzählen ihr Leben. 14 Protokolle“. Doch sie fand den Mut zur Selbstdarstellung. Seitdem begegnet man in ihren Büchern Frauenfiguren mit autobiographischen Zügen: A. in „Mutters Geburtstag“, Lisa, Martha, Kristina im Roman „Das rote Haus“, einem „Ich“ im teils historisierenden, teils aktuellen Roman „Weggehen ehe das Meer zufriert“. Allesamt sind das Figuren, hinter denen die Autorin selber steht, Figuren, die in eine existenzielle Krise gestürzt werden, und die sich ganz langsam daraus befreien. Die Frauen bei Laure Wyss reüssieren erst, wenn sie fast gescheitert sind. Sie gewinnen sich für eine Weile, wenn sie beinahe alles, auch ihr Selbst, verloren haben. Nur aus der Gefahr kann eine neue Daseinsform gewonnen werden. Die blanke Leere, die Stunde Null, das Zurückgeworfensein auf die nackte Existenz bringen Zukünftiges: noch unerkannt. Man spürt diesen Frauengestalten an, dass ihre Erfinderin einst den Existentialismus bewusst erlebt hat.

In „Mutters Geburtstag“ greift sie zu einer Doppelstruktur: in Kursivpassagen sind Stationen einer Gruppenreise durch Spanien verzeichnet. Die Teilnehmer werden gezählt: „Ich war Nummer zehn.“ Die Reise in die Fremde ermöglicht eine andere Reise, jene ins Innere der persönlichen Geschichte.

Im Untertitel heisst das Buch „Notizen zu einer Reise und Nachdenken über A“. Die Texte in Normalschrift handeln von A. „Nummer zehn“ der Gesellschaft betrachtet A., findet so einen Weg zum Selbst und damit zur verschütteten Vergangenheit. Nicht schön geordnet der Reihe nach. Gewiss nicht. Da wird ein Fetzen Wahrheit erhascht, dort ein anderes.

Die „Wahrheit“ liegt im Widersprüchlichen. Darum fallen die formalen Strategien alles andere als geradlinig aus. Die bisher geübte Kunst von Laure Wyss, die Reportage, verbindet sich mit einer neuen, der Fiktion.

Dringlicher und mehrschichtiger noch gestaltet sich die Ich-Suche im nächsten Roman „Das rote Haus“. Die Kunst der Reporterin wird hinübergerettet in fingierte Schriftstücke, in Tagebuch, Albumblatt und Brief: „Lisas Tagebuch“, „Marthas Albumblätter“, „Kristina antwortet“ lauten die Überschriften der drei Buchteile.

Lisa, Martha, Kristina verkörpern drei autobiographische Möglichkeiten der Verfasserin, sie sind alle „gleichen Alters wie ich“. Sie verbringen zusammen einen Sommer in einem roten Haus in Schweden. Es sind drei Frauen, die in ihrem Altwerden innehalten und darüber nachdenken, wie es weitergeht: „Dieser Augenblick des Überlegens kommt, wenn eines Tages die Berufsarbeit aufhört, wenn das Haus, in dem man gewirkt hat, verändert oder leer ist.“

Immer also ergeben sich die dramaturgisch wichtigen Momente der Erzählabläufe aus schmerzhaften Prozessen. So etwa sagt Lisa in ihrem Tagebuch: „Endlich kann ich den Satz schreiben: Es gibt keinen Trost. Ich habe meine Träume verloren.“ Von da an geht's besser – das frühere Leben hatte sich überlebt, war eine Leerformel geworden. Nun kann sie es neu füllen. Es findet das statt, was man „geübte Verwandlung“ nennen könnte – Elias Canetti hat diesen Prozess so benannt. Oft eben sind es alternde Frauen, die einen neuen Sinn erkunden, indem sie ihn erleiden. Das war Laure Wyss' eigene Situation, als sie anfang, Bücher, also auch „fiction“, zu schreiben. Zuerst entstand ja noch ein Übergangswerk zwischen Reportage und Dichtung, ein für die 1970-er Jahre bezeichnendes Unternehmen, die erwähnten Protokolle „Frauen erzählen ihr Leben“. Aufs „Rote Haus“ folgten Bücher wie „Tag der Verlorenheit“, „Liebe Livia“, „Das blaue Kleid“.

Im Alter von 81 Jahren hat Laure Wyss ihr wohl gewagtestes Erzählwerk vorgelegt: „Weggehen ehe das Meer zufriert“. Da übt eine heutige Frau Verwandlung im Blick auf eine längst historische Frau, auf Königin Christina von Schweden. Zwischen ihrer beider Lebenszeiten liegen dreihundert Jahre. Und beide setzen ihre Projekte der Befreiung auch um. Im gleichen Textraum agieren eine vorsichtig Fragende, Forschende, eine Frau von heute und eine barocke Herrscherin, die die Fesseln ihrer Macht sprengt und von Stockholm nach Rom aufbricht. Es begegnen sich zwei Frauen, die den engen Rahmen ihrer eigenen Epoche überschreiten, königlich autoritär die eine, demokratisch, eigenwillig die andere. Durch solche Spiegelungen und Dialoge über die Zeiten hinweg entsteht so etwas wie eine gemeinsame Topographie, die Topographie eines Frauenlandes mit Verwerfungen *und* parallelen Schichtungen.

Erst heute steht das Leben von Laure Wyss in allen Einzelheiten trennscharf vor uns, heute, da wir die Biografie von Barbara Kopp in Händen halten. Da wird uns bewusst, wie viel sie, die an diesem Tag hundert Jahre alt würde, vorgelebt hat von dem, was in unseren Breiten zu einem Leben als Frau gehören kann: Ein Studium

ohne recht zu wissen wozu; Heirat sodann, und, in ihrem Fall, Emigration nach Schweden. Da sei sie, betonte sie, im Alter von 24 Jahren erst auf die Welt gekommen. Und dies, weil sie von anderen Welten hörte, von jenen der Emigranten, von deutschen Kommunisten und deutschen Juden. Dann glückte ihr die Rückkehr, „ehe das Meer zufriert“, gemeint ist natürlich die Ostsee. Sie liess sich scheiden, einige Jahre später ein Kind, das sie allein aufzog, Berufsarbeit, und dies in der damals noch männlichen Domäne von Fernseh- und Zeitungsredaktionen, Karriere daselbst, politische Beteiligung trotzdem ... Wen wundert's, dass Laure Wyss, vor allem auch in Zürich, zum Vorbild wurde für jüngere Frauen, für Politikerinnen, Literatinnen, Berufsfrauen. Und wen wundert's, dass sie sich gegen diese Heroisierung wehrte und immer wieder dunkle Schatten auf ein glorioses oder glorifiziertes Bild ihrer selbst fallen liess. Eben: sie war eine der tapfersten und nüchternsten Schriftstellerinnen, die man kannte.

Eine, von der man begriff, dass sie in den späten neunziger Jahren die Krise um das Nazigold für das innere Überleben der Schweiz geradezu als entscheidend betrachtete. Aus jenem thematischen Umfeld heraus entstanden 1997 die „Briefe nach Feuerland“. Sie strafte jene Lügen, die behaupteten, Schriftstellerinnen in der Schweiz gingen staatspolitischen Themen aus dem Weg. Um über die Lage der Nation zu sprechen, erfand sie zwei Freunde: Linguisten, welche die Sprache ausgestorbener Indianer in Feuerland erforschen und in Uschuaia, der südlichsten Stadt der Erde, zu Hause sind. Dorthin schickt die Autorin „Briefe nach Feuerland. Wahrnehmungen zur Schweiz in Europa“. Sie schuf sich so die Möglichkeit, fiktiv verhüllt und doch unmissverständlich Stellung zu nehmen, zu Europarat und EU und zur Mühsal, „Europa zu lernen“. Zum brisanten Thema einer Neuschreibung der Schweizer Geschichte auch, vor allem seit den 1930-er Jahren. „Liebe Freunde“, steht in einem der Briefe „... vieles ist geschehen hierzulande. Während Ihr Euch Euren Wettern aussetzt, sind auch über uns längst notwendige Wetter gekommen.“

Doch Laure Wyss überraschte uns auch mit Gedichten, einem Band wie „Lascar“ beispielsweise. Den hatte man von ihr, der 81-Jährigen, nicht erwartet. „Lascar“ faszinierte mit skurrilen Erfindungen, rhythmischer Kühnheit, aber auch mit Nachrichten aus Natur und Landschaft. Es waren Nachrichten aus ihren Rückzugsgebieten, aus fernen Gegenden am Atlantik, der Charente Maritime,

Gegenden mit bizarren Gestalten wie Lascar, dem Bärenfreund, der dort zu Hause ist.

Statt Menschenfiguren standen dort eher Glücksmomente im Vordergrund, das Meerlicht, der Wind. Die Verse lösten Ratlosigkeit aus bei jenen, die von dieser Autorin Stellungnahmen erwarteten. Sie aber wehrte sich: „Lascar“ sei anders zu lesen, nicht „direkt“, sondern „indirekt“. Es sei diesmal, „eine Frage des Rhythmus verstanden zu werden“.

Klammheimlich – am liebsten würde ich sagen „heimlicheiss“ – hatte sich die aufgeklärte Schriftstellerin auch noch zur Zauberpoetin gewandelt.

*Laudatio auf die Schriftstellerin Laure Wyss, gehalten am 21. Juni 2013, im Literaturhaus Zürich / Zunfthaus zur Schmeiden.*